



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Janell, W.: Römische Kaiserinnen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Römische Kaiserinnen

Von Dr. W. Janell in Berlin-Steglitz



Im ersten Buch seiner „Aeneis“ läßt Vergil die Königin Dido bei dem Festmahl zu Ehren der Trojaner den Trinkspruch auf die Gäste ausbringen; an einer späteren Stelle nimmt Dido persönlich an einer großen Jagd teil. Ist dies öffentliche Auftreten einer Frau auch zum Teil aus Didos Stellung als Herrscherin erklärlich, so konnte doch nur ein Römer es wagen, eine vornehme Frau so auftreten zu lassen. Derselbe Dichter weist der Gemahlin des Königs Latinus, Amata, als Führerin der fremdenfeindlichen Partei am Hofe eine besondere Rolle zu, eine Rolle, die sie so ausfüllt und die für sie soviel bedeutet, daß sie sich den Tod gibt, als sie die Niederlage ihrer Partei und sich als Ursache alles Unglücks erkennen muß. Während also Vergil Frauen solche Stellung zuweisen konnte, weil gerade zu seiner Zeit in Rom, wenigstens in den höheren Kreisen, die Frau sich der größten gesellschaftlichen Freiheit und der größten Selbständigkeit in wirtschaftlicher Hinsicht erfreuen durfte, wäre das im Bereich der griechischen Kultur unmöglich gewesen: wir sehen das recht deutlich bei Homer, wo selbst Helena und Penelope nur unter männlichem Schutz in der Öffentlichkeit auftreten und gewissermaßen nur Objekte des männlichen Willens sind. Freilich war es einstmals auch auf griechischem Boden anders gewesen: die kretisch-mykenische Kultur kennt hohe Stellung und Geltung der Frau, eine Tatsache, die nicht nur unmittelbar aus den Bildwerken jener Zeit, sondern auch durch die Vermittlung der Atalantesage — hierauf hat meines Wissens zuerst G. Rodenwaldt in seinem grundlegenden Werke über die „mykenische“ Wandmalerei hingewiesen — uns bekannt ist. Ein Nachhall der Anschauungen dieser Zeit betreffs der Stellung des weiblichen Geschlechtes klingt aus der Schilderung Homers von der Bedeutung der Phäiakenkönigin Arete hindurch, die geehrt wird von ihrem Gatten, „wie auf Erden sonst keine Frau geehrt wird“, und auch selber in die Verhandlungen der Männer ratend eingreift. Was so vor mehr denn drei Jahrtausenden auf griechischem Boden einmal

lebendig und gültig war, das ist auf italischem Boden noch ein Jahrtausend später erhalten.

Jedenfalls war in Rom am Ende der Republik in den höheren Schichten die Frau in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung dem Manne durchaus gleichgestellt, wie sie auch politisch, namentlich im letzten vorchristlichen Jahrhundert, vielfach eine bedeutende Rolle spielte: so zeigen uns Ciceros Briefe z. B. Clodia, die „Lesbia“ Catulls, auch die Mutter, Schwester und Gattin des Brutus als politisch einflußreiche Damen.

Wenn sich also in der Gleichstellung der Frau mit dem Manne in wichtigen Dingen, in „rechtlicher und wirtschaftlicher Unabhängigkeit, höherer Geistesbildung und großer Bewegungsfreiheit“, Ähnlichkeit mit modernen Anschauungen und Zuständen ergibt, so war es anders mit der Ehe. Für diese vertritt der Römer, wenigstens der Angehörige des alten Adels, den Standpunkt, daß Ehe und Familie „lediglich die Werkzeuge politischer Herrschaft“ und „Mittel zur Mehrung und Stärkung der Macht jeder großen Familie“ seien, und läßt den Gedanken, daß eine Frau auf das Recht der eigenen Gattenwahl Anspruch erheben könne, niemals aufkommen. Die Frau wird nicht als Weggenossin angesehen, die der Mann für Freud und Leid sich wählt, weil ihn zu ihr die stärkste persönliche Neigung zieht, weil er gerade diese als die geeignetste betrachtet, sein Lebenswerk zu teilen oder zu verstehen — eine Auffassung, wie sie unsere Zeit als eine „der letzten und feinsten Blüten des modernen Individualismus“, gezeitigt hat —, sondern es sind eben politische und wirtschaftliche Gründe, die zur Ehe veranlassen. Darum dürfen wir uns nicht wundern, in einer inschriftlich erhaltenen Leichenrede, die ein Witwer seiner verstorbenen Gattin hält, ganz praktische, nüchterne Erörterungen über die Tätigkeit und Tüchtigkeit der Verstorbenen in Geldangelegenheiten zu finden oder auf einem Grabstein zu lesen:

„Zwei Söhne gebär sie: einen ließ auf Erden sie
Zurück, den andern barg sie in der Erde Schoß.
Sie war von artiger Rede und von edlem Gang,
Versah ihr Haus und spann . . .“

Es war dem Römer eben natürlich, daß man von der Gattin in erster Linie gesunde Kinder, eine dem Range des Mannes entsprechende Gewandtheit im Auftreten und Tüchtigkeit als Hausfrau erwartete und verlangte. Dabei darf aber nicht verkannt werden, daß einerseits zarte und innige Gefühle zwischen Mann und Frau nicht fehlten, wie uns wieder Ciceros Briefe lehren und so mancher Grabstein zeigt, andererseits die „auf Vernunftgründen aufgebaute“ Ehe der römischen Antike insofern eine gewisse Berechtigung hatte, als der Familienorganismus eine Rolle spielte, wie er sie bei uns noch in den Familien der Fürsten und der — Bauern auch heute noch manchmal innehat.

War so die Ehe „eine von politischen Gründen diktierte Handlung“, so hielt man frühe Verlobungen und Heiraten für nützlich, leichte Ehescheidungen

für notwendig, ohne die Gefahren zu beachten, die die leichte Lösung der ehelichen Bande mit sich brachte: Frivolität, Verschwendungssucht und Untreue, Laster, die man durch „die Einflüsse der Erziehung, des religiösen Empfindens, der öffentlichen Meinung“ zu bekämpfen versuchte, die aber wegen des größeren Einflusses der Frau auf den Mann und ihres geringeren Verantwortlichkeitsgefühles zu unterdrücken nicht gelang.

Von diesen Gesichtspunkten aus die Geschichte der Frauen der Cäsaren zu betrachten, unternimmt Guglielmo Ferrero, der bekannte Verfasser von „Größe und Niedergang Roms“, in seinem neuesten Werke*) und entrollt mit gewohnter Meisterschaft Bilder wirklichen Lebens, echten Menschentums und tiefster Tragik.

Hatte schon Cäsar seine Ehebindnisse aus politischen Gründen schließen müssen — dabei „widmete er“, nach einem Worte Mommsens, „seinen Frauen eine ehrliche Zuneigung, die selbst auf die politischen Verhältnisse nicht ohne Rückwirkung blieb“ —, so führten den jungen Octavian, den „Abkömmling eines frischgeadelten reichen Bourgeois“, zu jener beschleunigten Eheschließung mit Livia, in der „sich die Quintessenz des römischen Hochadels vereinigte“, ähnliche Ursachen, wie sie Napoleon den Ersten Marie Luise von Österreich heiraten ließen. Die für moderne Anschauung unfassbare Tatsache, daß der eigene Gatte Livias, Tiberius Claudius Nero, sie Octavian vermählte, läßt sich, wie Ferrero trefflich ausführt, ebenfalls nur aus politischer Berechnung erklären; offenbar hoffte der Claudier, „durch diese Heirat den jüngsten der drei Führer der neuen Regierung zur altaristokratischen Partei herüberzuziehen“. Ausgezeichnet schildert Ferrero dann Livias Wirken und Erfolge: was sie durch diese Heirat übernahm, hat sie „mit ruhiger Beharrlichkeit, Mäßigung und wunderbarem Tattgefühl“ durchgeführt, und wirklich bedeutete Livia im ersten Jahrzehnt des Prinzipats „für die Römer die Verkörperung des Ideals einer vornehmen Matrone“, bis dann bald nach der Vermählung der Kaisertochter mit Agrippa ihr „Stern vor der blendenden Erscheinung“ Julias zu erblaffen begann und durch das Auftreten und Benehmen der Stieftochter eine Rivalität zwischen beiden Frauen sich herausbildete, die sich auch nach Julias zweiter Witwenschaft und ihrer Wiederverheiratung mit Livias Sohn Tiberius fortsetzte und zu mehrfachen Intrigen gegen die Kaiserin und Tiberius führte. Wie sich in der Heze gegen Tiberius zugleich die Rache der vornehmen Welt „an der kaiserlichen Familie für die Vorrechte, die die überragende Stellung ihres Oberhauptes ihr verschaffte“ offenbarte, wie sie sich ebenso in dem Verhalten zur gestürzten und verbannten Julia kundtat, wie weiter die Schwierigkeiten, die Tiberius während seiner Regierung zu überwinden hatte, sich zum großen Teil aus diesen psychologischen Ursachen ergeben, das alles führt Ferrero uns vor Augen und nimmt dabei Anlaß zu einer gründlichen Prüfung des Cha-

*) „Die Frauen der Cäsaren.“ Berechtigte Übersetzung von Ernst Kapff. Stuttgart, Julius Hoffmann, 1912. 8° 212 S. mit 26 Abbildungen nach antiken Bildnissen.

rakters und der Tätigkeit des zweiten Kaisers, dem er als Herrscher wie als Mensch volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Der 37 nach Christi erfolgte Tod des Tiberius zeigte „den Römern zum erstenmal, daß, wenn es schon schwer hielt, den richtigen Kaiser zu bekommen, es noch schwieriger war, eine Kaiserin dazu zu finden“, die wie Livia allen Anforderungen an vornehme Abkunft, Tugend und Intelligenz entsprach, und weil die Gemahlinnen der folgenden Kaiser diese meist nicht erfüllen konnten, waren sie es, „die, ohne sich selbst darüber im klaren zu sein, das mächtige julisch-claudische Haus ins Verderben stürzten“.

Diesen Gedanken begründet Ferrero dann weiterhin aus den Tatsachen der Geschichte in den nächsten Jahrzehnten: Caligula, der durch seine ägyptischen Aspirationen einer Geschwisterehe seine Schwester Drusilla in einen frühen Tod trieb, war nicht imstande, „die Stelle, die eine Livia innegehabt, mit einer ihrer würdigen Nachfolgerin“ zu besetzen.

Claudius, das „leichtgläubige, schreckhafte und impressionable alte Kind“, hatte als erste Gemahlin Valeria Messalina, die, nicht geneigt ihm „einen Teil seiner Regierungsjorgen abzunehmen“, sich nur bemühte, die Mittel zu beschaffen, „mit denen sie ihre riesigen Ausgaben zur Befriedigung ihrer Genußsucht und ihres Luxusbedürfnisses decken konnte“. Erst Messalinas Nachfolgerin Agrippina, die Tochter des Germanicus, führte durch Sparsamkeit und Schärfe des Regiments eine „Periode der Ordnung und strengen Zucht“ herbei, „wie denn ihre ganze Politik auf die Wiederbelebung der Regierungsgrundsätze des aristokratischen Regimes ausging“ und sie auch in ihrer Thronfolgepolitik den Bahnen des Augustus folgte, indem sie nur den Vorteil der Familie und des Staates, nicht den persönlichen im Auge hatte. Das beweist ihr Verhalten ihrem eigenen Sohn Nero gegenüber, den sie, als er auf verkehrten Bahnen wandelte, dem Interesse des Staates zum Opfer gebracht hätte, wenn es ihr möglich gewesen wäre. Agrippina fiel schließlich dem Haß der Poppaea Sabina, Neros späterer Gemahlin, anheim: Nero ließ sich verleiten, den Mutttermord zu befehlen und gutzuheißen. Sie „starb wie der Soldat auf seinem Posten, als tapfere Vorkämpferin für das gesellschaftliche und politische Erbe des alten Geschlechteradels und die altehrwürdigen Traditionen, . . . für ihre Familie, für ihren Stand und für Rom“.

Betrachten wir das Geschick des julisch-claudischen Hauses, wie Ferrero es gezeichnet hat, im ganzen, so erkennen wir: es ist in den Männern und Frauen dieses Hauses mehr stolzer römischer Sinn als absolute Tyrannei, mehr Staatsgefinnung als Eigennuß, weniger Schuld als Tragik und Unheil, die schlimmer noch die Frauen heimsuchten als die Männer. Und so gewinnen wir die Erkenntnis von neuem, daß „der Prozeß des Fortschritts eine der tragischsten Erscheinungen in der Weltgeschichte darstellt“.

Ferrero hat bereits in seinem oben genannten, großen Werke sich als unabhängiger, besonnener Forscher mit einer glänzenden Darstellungskraft bewährt

— er tut das auch hier. Wenn manches seiner Ergebnisse im einzelnen anfechtbar ist, wenn mancher Schluß, den er zieht, nicht zwingend erscheint, so müssen wir immer wieder die psychologische Meisterschaft bewundern, mit der Ferrero Menschen und Tatsachen zu durchforschen und zu deuten weiß, und gern schauen wir ihm zu, wenn er die „ungeheure geschichtliche Tragödie“ des julisch-claudischen Hauses aus der „einseitigen und grellen Beleuchtung“, „die ihr durch Tacitus zuteil geworden ist“, in ein milderes und gleichmäßigeres Licht rückt. War schon früher die Glaubwürdigkeit des Tacitus, dem noch Leopold von Ranke in seiner „Weltgeschichte“ das höchste Lob spendet und dessen Autorität Gustav Freytag in seiner „Verlorenen Handschrift“ so wirksam zu verwenden versteht, wenigstens in bezug auf die Charaktere und Motive der hervorragenden Personen jener Zeit ins Wanken gekommen, so hat Ferrero sie noch weiter erschüttert, ja teilweise ganz zunichte gemacht; dies gilt namentlich für Tiberius und Livia, deren Rettung übrigens bereits Hugo Willrich in seinem Buche „Livia“ mit Erfolg unternommen hat.

Aber noch etwas anderes ist es, auf das von neuem mit Nachdruck hingewiesen zu haben Ferreros großes Verdienst ist: ich meine das gewaltige Problem, wie die uralte Antinomie zwischen dem natürlichen Freiheitsdrange und der „unbedingt notwendigen strengen Zucht“ zu lösen sei.

Noch ein Wort über das Äußere des Werkes: Ausstattung und Druck sind gut; bei den Bildern fiel mir auf, daß neben Octavia, Livia, Antonia, Agrippina u. a. auch Abbildungen von Cicero und Pompejus beigegeben sind. Einer raschen, klaren Übersicht über die Verwandtschaftsverhältnisse hätte eine Ahnentafel gute Dienste geleistet.

Die Übersetzung ist trotz einiger Ausdrucksfehler und Unebenheiten im ganzen gelungen.

Allen Gebildeten, die Interesse für die Antike und für moderne Behandlung der Probleme, die jene enthält, hegen, ist auch dies Buch Ferreros warm zu empfehlen.

